

Zwölf Erstbesteigungen in der Cordillera Blanca und Vilcanota

Ein Bericht der Anden-Rundfahrt des Deutschen Alpenvereins Sektion Schwaben

(Mit 2 Bildern, Tafel IX und X)

Die vier Teilnehmer der Rundfahrt: Günter Hauser, Bernhard Huhn, Frieder Knauf und Horst Wiedmann verließen am 3. April 1957 Stuttgart und kehrten am 7. Dezember 1957 dorthin zurück. Neben den bergsteigerischen Zielen in der Cordillera Blanca in Mittel- und der Cordillera Vilcanota in Südperu hatte die Expedition in Zusammenarbeit mit der Technischen Hochschule, dem Württembergischen Verein für Handelsgeographie, dem Süddeutschen Rundfunk, dem Staatlichen Museum für Naturkunde und dem Institut für Auslandsbeziehungen, alle in Stuttgart, eine Reihe anderer Aufgaben übernommen: Herstellung einer Karte M 1:50.000 vom Hauptteil der Cordillera Vilcanota, völkerkundliche Studien, entomologische Arbeiten, Tonbandaufnahmen und Drehen eines 16 mm Farbfilms. Etwa 10.000 Farb- und Schwarz-Weiß-Fotos wurden aufgenommen und zahlreiche Aquarelle und Skizzen hergestellt. Im Rahmen dieses Jahrbuches können die Teilnehmer nur in gedrängter Form von den zwölf Erstbesteigungen berichten. Über die weiteren Ergebnisse der Expedition, die sich vor allem auf das Studium des modernen Peru und seiner wirtschaftlichen Stellung in der Welt, der Hochland- und Urwaldindianer im Lichte der großen Vergangenheit der Inka- und Vorkolumbuszeit beziehen, wird zusammen mit den Bergbesteigungen in dem Buch: „Ihr Herren Berge; Menschen und Gipfel im Lande der Inka“; Engelhornverlag, Stuttgart 1959, anschaulich und umfassend aus dem Erleben heraus berichtet. 256 Seiten, 46 Schwarz-Weiß- und 6 Farbfotos, 4 Kartenskizzen, eine Kartenbeilage.

Cordillera Blanca

Die Besteigung der Pirámide de Garcilaso und dreier anderer Berge

Von Bernhard Huhn

Das Lagerfeuer wirft einen unruhigen Schein auf drei Gestalten, die eng in ihre Ponchos gehüllt auf den hohen Büscheln des harten Steppengrases sitzen. Eugenio hat sich Horsts Klampfe ausgeliehen und begleitet die leisen, aber ansprechenden Lieder seiner Brüder Emilio und Victor. Sie singen Lieder über die Cordillera Blanca, über den Huascarán und über den Wind, der durch die Bäume streicht. Die drei Brüder aus Huaráz sind uns nicht nur Träger, die gegen Bezahlung unsere Lasten schleppen, sondern sie sind uns in den Tagen, da wir um die letzten, unbesiegenen Berge des Parrón-Sees rangen, zu treuen Freunden geworden. Wenn man jetzt über den See blickt und im fahlen Mondlicht die weißglänzende Pyramide sieht, ahnt man nicht die Schwierigkeiten und Entbehrungen, mit denen uns dieser Berg aufwartete.

Wenn wir uns auch über den herzlichen Empfang in Lima und die vielen Einladungen in der deutschen Kolonie sehr gefreut hatten, so waren wir doch froh, als uns endlich nach mehreren Wartestunden — denn das „mañana“, morgen, spielt in diesem Lande auch heute noch eine große Rolle — ein Lastwagen nach Carás brachte, dem Ausgangspunkt für unsere jetzige Bergfahrt. Horst und ich stiegen mit Emilio bereits am anderen Morgen zu

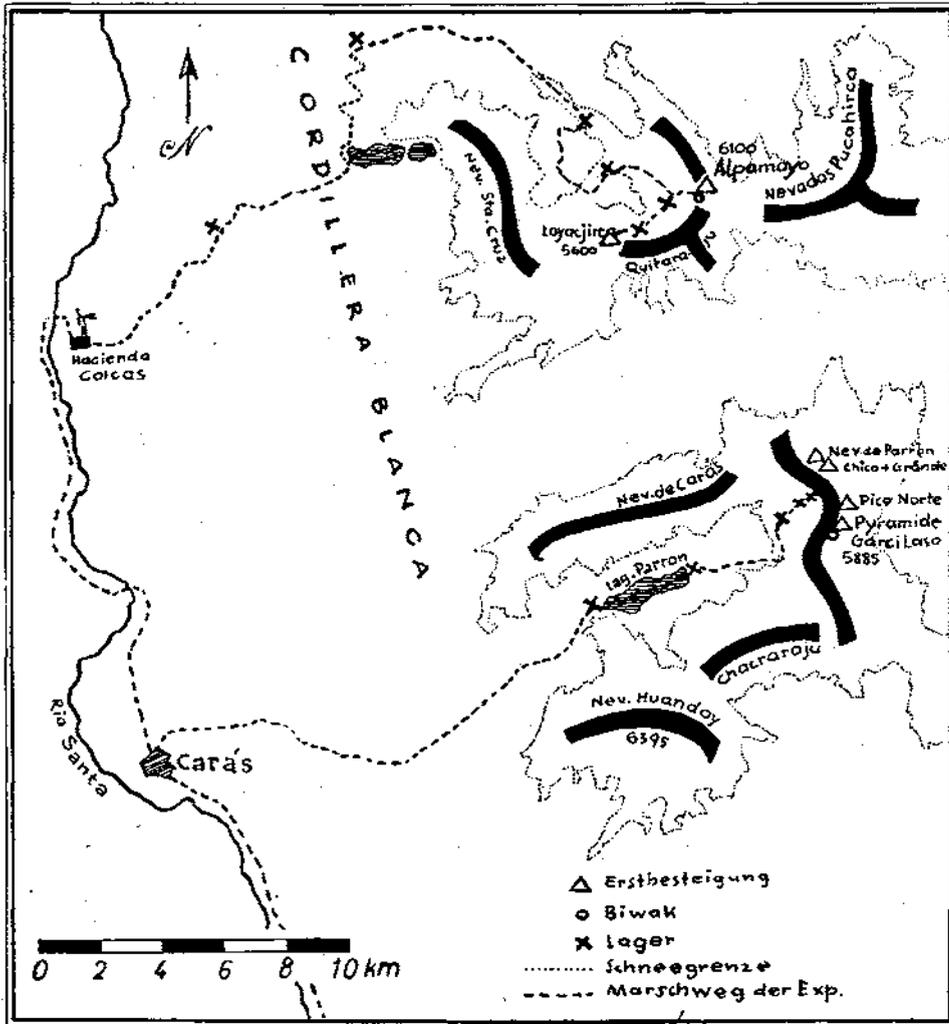
dem 2000 Meter höher gelegenen Barrón-See auf, während Günter und Petrus die Lasten umpackten, um einen Tag später mit der Eselkarawane nachzukommen.

Bis weit über 3000 Meter Höhe begleiten uns die abschüssigen, sorgfältig bewässerten Terrassenfelder der Indios. Nach einem achtfündigen Aufstieg durch die glühende Tropensonne stolpern wir die letzten Schritte über die Moräne hinauf und von der gewaltigen Landschaft überrascht, verharren wir einige Augenblicke staunend: Hinter einem Quenuabäum breitet sich der 4185 Meter hoch gelegene türkisblaue Barrón-See aus, über dem sich die ebenmäßige, weiße Pyramide de Garcilaso aufbaut, das Idealbild eines Berges. Links die Nevados de Carás und rechts die von der untergehenden Sonne rot gefärbte vielgipfelige Huandoy-Gruppe. Der Barrón-See liegt inmitten eines Kranzes von 6000 Meter hohen Bergen. Beide Ufer sind steil und fast unpassierbar. Wir beginnen deshalb mit dem Bau eines Floßes. Wenn die Träger auch unsere Arbeit etwas mißtrauisch betrachten, so sind sie doch über die Tragfähigkeit erstaunt, als am anderen Mittag unsere „Reina del Parrón“, Königin des Barrónsees, vom Stapel läuft. Günter und ich machen die Jungfernfahrt und bringen das meiste Gepäck hinüber. Bei der Rückfahrt wird es mitten auf dem See dunkel, und Horst muß uns vom fernen Ufer Blinksignale geben, damit wir wieder im heimatischen Hafen vor Anker gehen können.

Nachdem auf diese Weise alles übergesetzt — lediglich ein Kochtopfdeckel verschwand zwischen den Wellen des Sees — und das Hauptlager am Ostufer des Sees eingerichtet worden ist, beginnen wir mit dem Aufbau der Hochlager. Zunächst erstellen wir mit zwei Zelten in Mont-Blanc-Höhe Hochlager 1. Günter, Horst, Emilio und ich übernachten hier, um am anderen Morgen Lager 2 möglichst weit oben am Nordgrat der Pyramide errichten zu können. Nach einem beschwerlichen Aufstieg gelingt es uns, die Zelte in beherrschender Lage am Nordgrat 5500 Meter hoch im Schnee zu verankern. Ein wundervoller Blick auf all die großen und bekannten Berge ist uns beschieden. Unnahbar schaut der Chactaraju und die Gispnyramide des Artesonraju zu uns herüber, die Gipfel der Nevados de Carás, des Huandoy und, greifbar nahe, der Nordgipfel der Pyramide, den wir zuerst erreichen müssen. Am 23. Mai steigen wir über den Nordgrat aufwärts. Ein Eisabbruch, der uns unterhalb des Nordgipfels halt gebietet, wird von Günter mittels Eishaken überwunden. Um zwölf Uhr mittags stehen wir auf dem Pico norte, 5700 Meter etwa hoch. Aber wir müssen einsehen, daß es einen Weiterweg über den Verbindungsgrat zum Hauptgipfel nicht gibt. Große Wächten hängen nach beiden Seiten am schmalen Grat, so daß das Ganze wie ein riesenhafter, tief verschneiter Gartenzaun aussieht. So beschließen wir schweren Herzens abzustiegen und unser Lager weiter nördlich zu verlegen, um einen namenlosen Fünftausender anzugehen.

Zwischen den beiden Gipfeln dieses Berges befindet sich ein Sattel, in den eine steile Eisflanke hinaufzieht. Während wir Eugenio mit den Lasten warten lassen, begleitet uns Emilio durch die Flanke, die in ihrer Steilheit etwa mit der Brenna-Flanke am Montblanc zu vergleichen ist. Wir erreichen den kleineren Gipfel, der ungefähr 5550 Meter hoch ist. Horst steigt mit Emilio, der über kalte Füße klagt, wieder hinunter, während Günter und ich noch einige Seillängen weit den Südgrat zum höheren Gipfel verfolgen, bis uns die Dunkelheit und eine schwere Kletterstelle zurücktreiben. Direkt unter der Flanke bauen wir unser Lager 3 auf, um am anderen Morgen mit frischen Kräften den Hauptgipfel wiederum angehen zu können. Selbst für erprobte Träger wie die unseren scheinen zwei Nächte auf dem Eis unangenehm zu sein. Wir schicken sie hinunter zum Lager 1, während Günter, Horst und ich durch die jetzt mit guten Stufen versehene Flanke steigen. Auf der Unterlippe einiger Riesenwächten müssen wir unter dem Grat in die Westwand hinausqueren und erst nach mehreren Seillängen gelingt es uns, ihn selbst über eine fast senkrechte und doch morsche Eissrinne zu erreichen. Schwer atmend stapfen wir hier durch tiefen Pulverschnee der Spitze des 5650 Meter hohen Berges zu. Unser dritter Berg!

Im Lager 1 reicht uns Petrus endlich etwas zu trinken. Zusammen suchen wir nach Namen für unsere zwei unbekanntten Gipfel. Die unmöglichsten Bezeichnungen tauchen



auf, aber schließlich einigen wir uns auf Nevados de Parrón grande y chico, Schneeberge von Parrón groß und klein.

Es waren drei schöne Erstbesteigungen, aber trotzdem werden unsere Blicke immer wieder vom Hauptziel, der Pyramide, angezogen. Der Westgrat ist ebenfalls von riesigen Wächten überladen und der himalayaerfahrene Engländer George Band mußte hier im vergangenen Jahr unverrichteter Dinge umkehren. Auch an anderer Stelle gelang es ihm nicht, den Gipfel zu erreichen, obwohl er in 14 Tagen drei Lager vorantrieb. Auch Münchner Kameraden unter Leitung von Hermann Huber konnten 1955 wegen schlechten Wetters und eines Spaltensturzes den Gipfel nicht betreten. Die Grate scheinen ungangbar zu sein, also studieren wir jetzt eingehend die Nordwestwand.

Die Tropenformne brennt auf uns herunter und die Zunge klebt am Gaumen, als Günter und ich uns zu einem Erkundungsvorstoß aufmachen. Wir stolpern in dem steilen Gletscherbruch herum, über dem sich die rinnenzerfurchte Nordwestwand erhebt. Nach Stunden stehen wir schließlich erschöpft auf einem Eisbalkon. Zwischen dem filigranartigen Nillensfirn ziehen steile Eisrinnen zum Gipfelgrat hinauf. Eine von ihnen mußte den Durchstieg vermitteln. Genug für heute. Beim Abstieg hält uns eine bereifte Wand lange auf, und

plötzlich ist es Nacht. Wir haben keine Taschenlampe dabei und müssen uns mit den Händen an den Spaltentändern entlangtaffen. Der Schnee ist von der Sonne unterhöhlt worden, so daß wir oft bis zum Bauch einbrechen. Doch nichts kann uns in dem Glauben erschüttern, daß wir den richtigen Weg zum Gipfel gefunden haben.

Bereits um 11 Uhr sind Günter, Horst und ich an der gestrigen Umkehrstelle. Nach der Überwindung einer schwierigen Randkluft befinden wir uns in einer steilen Eisrinne. Günter, der vorausgeht, hadt Stufe um Stufe in den harten Firn. Der Gipfel, der schon so nahe aussah, scheint sich immer weiter zu entfernen. Schon um 6 Uhr wird es hier dunkel und so müssen wir in etwa 5800 Meter Höhe in einer kleinen Spalte ein Bivak beziehen. Es ist sehr unbequem und wir können keinen Schlaf finden, denn noch wissen wir nicht sicher, ob wir den Gipfel auf diesem Wege je erreichen können.

Als die Sonne uns ein wenig aufgetaut hat, steige ich weiter und quere schließlich nach einer Seillänge etwa 20 Meter nach rechts über eine steile Wächte auf den vermeintlichen Grat. Dann auf einmal Sonne überall, auf allen Seiten geht es hinunter. Ich bin direkt, ohne es zu bemerken, auf dem 5885 Meter hohen Gipfel ausgestiegen. Eigentlich wäre es ja Günter vorbehalten gewesen als erster den Gipfel zu betreten, hatte er doch mehr als 2500 Stufen in die Eisflanke geschlagen. Wir nehmen die peruanische und deutsche Flagge heraus. Vom Gletscher ertönen begeisterte Rufe herauf; unsere Träger haben uns auf dem Gipfel entdeckt.

Durch die inzwischen aufgeweichte Rinne steigen wir wieder ab, die Stunden vergehen wie im Flug. Als ich über die Randkluft gehe, bricht die Brücke unter mir zusammen und ich falle ins Seil. Erst spät in der Nacht stolpern wir zum Lager I, wo uns die Träger stürmisch begrüßen und uns zu trinken reichen. Noch in der Nacht steigen wir zum Basislager ab. Rudern, ziehend, schiebend und schwimmend bringen wir unser Floß wieder ans andere Ufer. Noch einmal schauen wir hinauf zur Pyramide, dem stolzesten Berg am Parronsee, bevor wir wieder mit unserer Eselkarawane zu Tale ziehen.

Nevado Alpamayo (6100 m)

Von Horst Wiedmann

Viele Berge haben, bis der Gipfel zum ersten Mal erstiegen wird, ihre Vorgeschichte. Der Nevado Alpamayo macht darin keine Ausnahme.

Die erste Kunde von diesem Berg brachte die Andenexpedition 1936 des DuDeW. Erwin Schneider gelangene wundervolle Aufnahmen vom Alpamayo, die dann in dem ausgezeichneten Buche „Cordillera Blanca“ von H. Rinzi und E. Schneider veröffentlicht wurden.

Im Jahre 1948 kam eine schweizerische Expedition ins weitab gelegene Alpamayo-Tal, um eine Besteigung des Berges zu versuchen. Aber sie hatte Pech und zugleich großes Glück, denn beim Versuch den Gipfel über den Nordgrat zu erreichen, brach eine Wächte und riß drei Bergsteiger 200 Meter in die Tiefe. Sie kamen mit Prellungen davon, hatten aber begreiflicherweise die Lust verloren, einen weiteren Versuch zu unternehmen.

Die drei Indio-Familien, die als Hirten im Alpamayo-Tal haufen, mögen im Jahre 1951 nicht wenig gestaunt haben, als sieben Gringos und zwei Gringos auf Pferden an ihrer Hütte vorbeiritten und talaufwärts ihren Blicken entschwanden. Es war eine französisch-belgische Expedition, die den Alpamayo auf ihren Wunschzettel geschrieben hatte. Sie versuchten ebenfalls über den Nordgrat auf den Gipfel zu kommen. Es gelang ihnen unter großen Schwierigkeiten das Ende des Nordgrates zu erreichen, allerdings erst am Abend, als es schon dunkel wurde. So konnten sie nicht sehen, daß der eigentliche Gipfel noch 200 Meter entfernt etwa 60 bis 80 Meter höher aufragt. Sie stiegen sofort wieder ein Stück ab, um nicht auf dem vermeintlichen Gipfel bivakieren zu müssen, und erreichten am anderen Tag wohlbehalten das Lager. Einige Zeit später erschien ein Buch über die erste Besteigung des Nevado Alpamayo, das in mehrere Sprachen übersetzt wurde, aber auf einem Irrtum beruht. Am 13. August 1951 wurde wohl der Nordgipfel, nicht aber der höchste Punkt des Berges erreicht.

„Burro, burro — vamos, vamos — caramba!“ Heiser schallen die Rufe unserer Träger und unseres Arriero durch die in blühender Hitze flimmernde Luft. Langsam nur trüppeln die Esel den steilen Pfad hinauf und auch wir sehnen den Abend und damit das Ende des Marschtages herbei. Heute morgen haben wir die Hacienda Colcas verlassen, die uns zwei Tage Gastfreundschaft gewährte, um ins Alpamayo-Tal aufzusteigen. Eine stattliche Karawane sind wir geworden; sieben Trageesel mit zwei Jungen und acht zweibeinige Genossen, nämlich die drei Träger, der Maultierreiber und wir vier. Anfänglich wollten sich unsere Tragtiere überhaupt nicht mit den Lasten abfinden und unsere Träger hatten viel Mühe damit, die immer wieder berrutschenden Padsäcke festzubinden. Best trüppeln sie aber schon seit Stunden den steilen Weg an einem fahlen Gang entlang aufwärts, der zur 4600 Meter hoch gelegenen Laguna Cullitocha führt. Doch es gelingt uns nicht mehr, die Lagune vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen und wir schlagen unsere Zelte an einem kleinen Wasserrinnal auf.

Früh am Morgen höre ich die Träger mit den Kochtöpfen klappern und bald ertönt der Ruf Emilios: „desayuno listo“. Überall kriechen verschlafene Gestalten aus den Zelten, die mit Todesverachtung den Hafersfloedenbrei hinunterwürgen. Die Geschmäcker sind eben verschieden. Es gibt sogar Leute, die ihn gerne essen. Heute gehen Udel, Petrus und ich der Karawane voraus. Bald haben wir den wundervollen Cullitocha-See erreicht, der vor einigen Jahren zehn Meter abgelassen wurde, damit er als Auffangbecken für einen weiter oben liegenden Gletschersee dienen kann, falls dieser einmal seinen Staubamm durchbrechen sollte. Der Cullitocha-See ist ähnlich wie der Barrón-See von herrlichen Eisbergen umgeben. Besonders der Nevado Santa Cruz zieht sofort die Blicke auf sich, denn er hat von hier aus eine täuschende Ähnlichkeit mit der Eiger-Nordseite im Berner Oberland. Noch müssen wir bis zum fast 5000 Meter hohen Cullitocha-Paß aufsteigen, dann geht es wieder 1000 Meter hinunter ins Alpamayo-Tal. Neben den zwei einzigen Hütten, in denen ein paar Indiosfamilien hausen, schlagen wir am Abend unsere Zelte auf. Morgen werden wir den Platz für das Hauptlager erreichen.

60 Soles *nó mas*, dann einige unverständliche Worte in der Quechua-Sprache. Eugenio ist damit beschäftigt, einen Hammel für uns einzuhandeln und wahrhaftig, es gelingt ihm einen pechschwarzen „Carnero“, den wir Rodrigo nennen, um den Preis von DM 14.— zu erstehen. Dann verlassen wir die Hirten von Alpamayo und gehen das langsam ansteigende Tal aufwärts. Heute plagt uns die Sonne nicht mehr, denn sie hat sich hinter Wolken versteckt und dicke Nebelseen hüllen die Berge ein. Am Talabschluß schlagen wir unsere Zelte auf und packen die Lasten für die Errichtung der Hochlager.

In gut 5000 Meter Höhe errichten wir an einem wundervollen Platz das Lager 1. Direkt gegenüber liegt der Alpamayo, der sich allerdings nur in den frühen Morgenstunden und am Abend sehen läßt, sonst ist er für den Rest des Tages in Wolken und Nebelseen versteckt. Als er am Abend zum ersten Mal zu sehen war, da wurde es uns klar, warum er schon einmal als „schönster Berg der Welt“ bezeichnet wurde. Wie eine gleichmäßige spitze Pyramide ragt er in den Himmel und läßt mit seiner einmaligen Form alle Berge, die wir bisher sahen, weit hinter sich zurück.

Gewiß, jeder Berg ist in seiner Art schön, aber an Klarheit der Formen kann sich wohl kaum einer mit dem Alpamayo messen.

Am anderen Tag versuchen wir einen Weg durch den Eisbruch des Alpamayo-Gletschers zu finden, der in seiner Zerrissenheit viel Ähnlichkeit mit dem Frenaygletscher im Montblanc-Gebiet hat. Aber wir müssen unverrichteter Dinge wieder umkehren, eine tiefe Spalte verhindert den Weiterweg. Am anderen Tag gelingt es uns, an einer anderen Stelle einen Durchschluß zu finden. Der „Weg“ geht an einsturzreifen Eiskirnen vorbei, und ein steiler Eisabbruch wird für die Träger mit einer Keepfchnur gangbar gemacht. In 5350 Meter Höhe bauen wir unsere Zelte auf. Günter und Udel wollen gleich hierbleiben und am anderen Tag einen ersten Vorstoß machen. Ich steige mit Emilio wieder zum Lager 1 ab, mit der Aufgabe, am nächsten Tag mit Petrus und den drei Trägern die benötigten Lasten nachzubringen.

Drei Tage später: In weiter Ferne höre ich den Weder rasseln und brauche erst einige Zeit, um mich zurechtzufinden, aber auf einmal bin ich hellwach. Heute soll es dem Alpamayo gelten. Schon um 3 Uhr verlassen wir die Zelte und steigen in den Spuren des gestrigen Versuches aufwärts. Leider beginnt es zu schneien, aber wir achten nicht darauf; es wird schon wieder aufhören. Am Beginn des Südgrates machen wir Halt, denn es schneit immer stärker und der Himmel ist grau verhangen. Bei diesem Wetter gibt es nur eines: Umdrehen. Den ganzen Tag und die folgende Nacht schneit es ununterbrochen und unsere Spuren werden von dem zum Überfluß noch aufkommenden Wind zugeweht. Trotzdem steigen wir am anderen Morgen wieder auf, um eine Spur zum Anfang des Südgrates zu treten. Günter und Udel gehen noch einige Seillängen weiter, um ein schwieriges Stück mit Seilen zu versichern. Wenn das Wetter besser wird, wollen wir es morgen noch einmal versuchen.

Gut ist es zwar am anderen Tage nicht, aber vielleicht reißt es noch weiter auf. Günter und Udel gehen als erste Seilschaft, während Petrus und ich als zweite folgen. Die Verhältnisse am Grat sind schlecht. Angeblasener Schnee, leicht zusammengefroren, auf einer Eisunterlage. Oft bricht man durch, und es ist dann eine mühselige, atemberaubende Wühlerei, bis man wieder festen Untergrund gefunden hat. Ich befinde mich einmal rudartig zwei Meter tiefer, als ich durch eine Wächte breche, die noch Udel und Günter getragen hat. Durch bis zu 65° geneigte Rinnen und über große Wächten steigen wir langsam aufwärts. Die Zeit geht rasend schnell vorbei und wir sind uns bald darüber im Klaren, daß wir bivakieren müssen. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit lösen sich die Nebelsegen plötzlich auf und wir können zum ersten Mal die wundervolle Umgebung betrachten. Die drei Gipfel des Pucahirca leuchten zu uns herüber, während der Quitaraju von der untergehenden Sonne rot verfärbt wird. Doch schon wandern die dunklen Schatten vom Fuß des Quitaraja an aufwärts dem Gipfel zu und es wird für uns höchste Zeit, einen Bivakplatz ausfindig zu machen. Auf einer großen Wächte hauen wir uns eine Bank ins Eis und sind dann eifrig damit beschäftigt, auf dem Butangaskocher Schnee zu tauen und uns ein kräftiges Getränk zu bereiten. Bald schlüpfen wir unter den Bivakfack, denn wenn die Sonne einmal weg ist, wird es gleich empfindlich kalt. Fast 6000 Meter sind wir hoch und in der Nacht sinkt das Thermometer auf Minus 15 Grad ab. Ich bemerke jedoch nicht viel davon, denn ich schlafe die ganze Nacht herrlich durch. Die Folge davon: ich vergesse die Behen zu bewegen und am Morgen sind sie vollkommen gefühllos geworden.

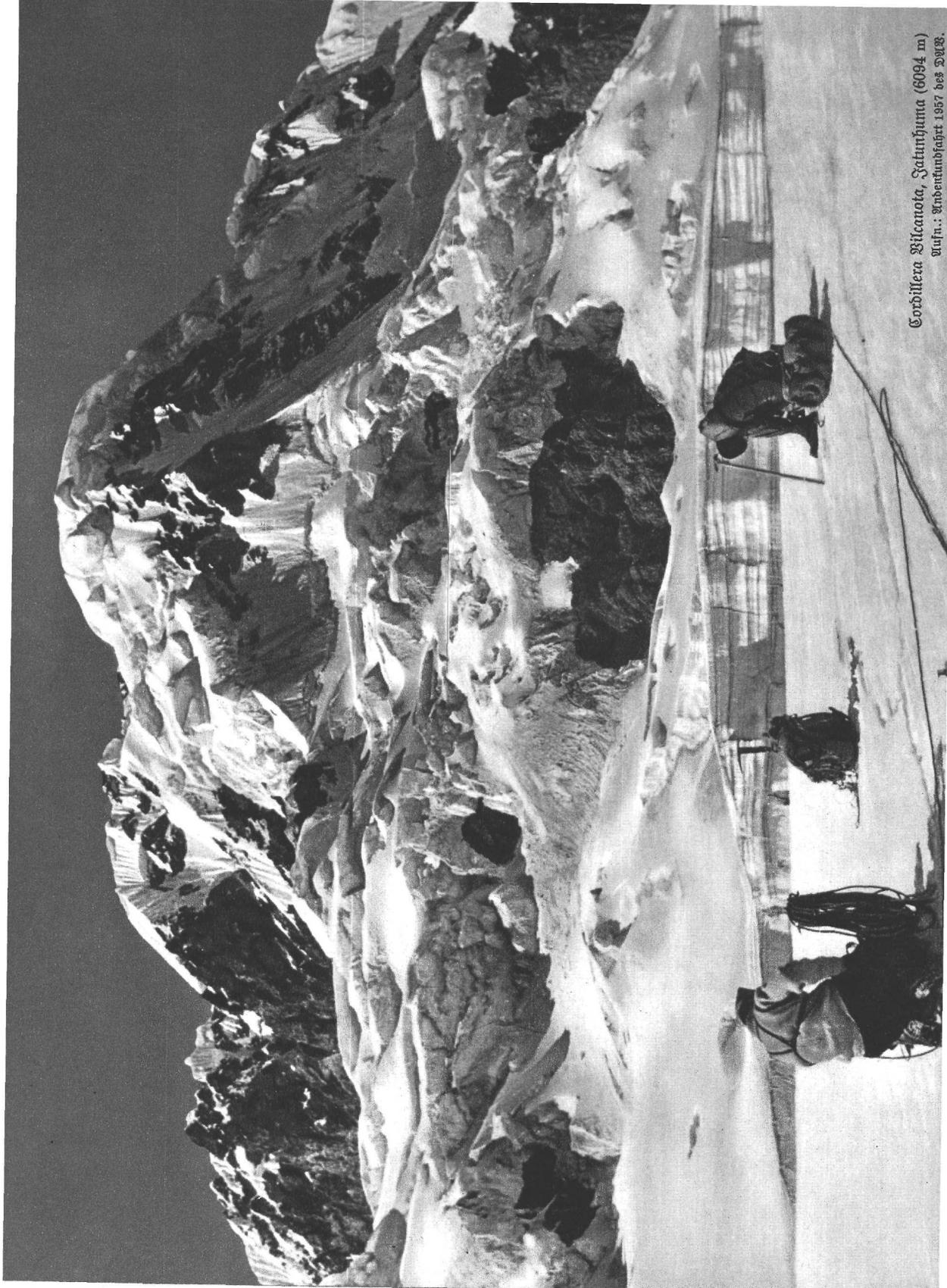
Zuerst über eine steile Blankeisstelle, die Udel in ausgezeichneter Technik überlistet, dann auf eine große Wächte, — der Weiterweg aber sieht grausam aus. Über schmale Wächten, die im Reifitz begangen werden müssen und steile Rinnen mit morschem Eis findet Udel einen Weg bis unter die Gipfelwächte. Diese könnte man mit dem Bug eines Wikingerschiffes vergleichen, der nicht gerade vertrauenerweckend über dem Abgrund hängt. Einzeln nacheinander besteigen wir den Gipfel, alle zusammen wären eine zu große Belastung gewesen. Am 20. 6. 1957 morgens 11 Uhr stehen wir auf dem Gipfel des Nevado Alpamayo. Ein Traum ist Wirklichkeit geworden. Ein Ziel, das wir nur in unseren kühnsten Träumen verwirklicht sahen, das über allem stand, das uns die oftmals zermürbende Vorbereitung zur Expedition weiterführen ließ und das uns immer wieder neuen Antrieb gab, wenn wir vor Schwierigkeiten nicht mehr ein noch aus wußten. Der Erfolg war aber auch nicht zuletzt der Zusammenarbeit von vier Kameraden zu danken, die zu Freunden wurden.

Lohacjirca
Von Bernhard Huhn

Langsam öffne ich die Augen. Im Zelt herrscht eine wohlige Wärme. Die Sonne steht bereits am Himmel. Von fern höre ich die Träger mit dem Aluminiumgeschirr hantieren. Nach und nach kann ich meine Gedanken ordnen — die vergeblichen Versuche am Alpamayo, dann der zweitägige Aufstieg zum Gipfel und jetzt das Erwachen im Lager 2 nach



Cordillera Blanca, Nevado Alpamayo (ca. 6100 m)
Aufn.: Grabenturfahrt 1957 des ZVGG.



Горы Шиванота, Сатунхунта (6094 м)
Высн.: гндытундшт 1957 дсз ДУЗ.

einem tiefen erlösenden Schlaf. Endlich, nach der Besteigung, ist die unnatürliche Spannung, die uns auch nachts nicht mehr zur Ruhe kommen ließ, von uns gewichen.

Günter, der neben mir liegt, beginnt sich ächzend aus seinen Schlaffäden, Daunenjacketen und Pullovern zu schälen. Auch im Nebenzeit wird es lebendig. Horst kommt herüber und zeigt uns seine angestorenen Füße. Die Behen haben sich dunkelblau verfärbt und sind zu unförmigen Knollen angeschwollen. Horst hatte während der Besteigung selber nicht bemerkt, wie ihm die Behen steif wurden.

Wir brechen das Lager 2 ab. Horst und Victor steigen zum Lager 1 hinunter. Günter, Petrus und ich errichten zusammen mit den beiden anderen Trägern einige hundert Meter weiter südlich ein Lager 3. Von hier aus haben wir einen wundervollen Blick auf die großartige Südwestflanke des Alpamayo. Doch als wollte er sich vor den gläsernen Augen unserer Kameras verbergen, beginnt er Wolken um sein majestätisches Haupt zu sammeln. In der Nacht kommt ein starker Sturm auf. Er droht unsere ungeschützt auf dem Gletscher stehenden Zelte wegzuwehen. Am Morgen sind die Zelte voll Schnee geblasen. Trotz des wolkenlosen Himmels tobt der Wind bis Mittag weiter. Weiß, fast farblos wie eine Wolke schiebt der Alpamayo in den eiskalten Morgen. Bereits um 7 Uhr mache ich die ersten Aufnahmen, mit vier Fotoapparaten und allen Arten von Objektiven. Meine Finger werden gefühllos und schnell kriechen ich wieder in meinen Schlaffad. Günter geht es heute nicht gut; er hat Fieber.

Ich blinzele nun aus dem Zelt zu einem Berg hinüber, der sich etwas weiter südlich erhebt. Eine schöne Firnflanke zieht von seinem Fuße ohne Unterbrechung bis hinauf zum Gipfel. Gestern habe ich schon mit Petrus gesprochen, da war er nicht abgeneigt mit mir zusammen einen Versuch am Berg zu unternehmen. Aber gestern war es warm und windstill und heute tobt der eijige Wind, der den Atem gefrieren läßt. Eigentlich bin ich froh, daß Petrus keine Anstalten macht aufzustehen. Doch schließlich kommt er doch vernunmt aus seinem Zelt gekrochen und schlägt vor, den „kleinen Spaziergang“ zu wagen. Durch krietiefen, windgepreßten Schnee stapfen wir dem Ostgrat des besagten Berges zu. Die einladende Nordflanke scheidet aus, da wir unsere Steigeisen bereits den Trägern mitgegeben haben. Nach einer zweistündigen einfachen, aber anstrengenden Kletterei über den Ostgrat erreichen wir gegen 12 Uhr den Gipfel. Unser Höhenmesser zeigt 5600 Meter an. Nachdem wir einige Fotos vom Alpamayo gemacht haben, steigen wir wieder ab. Wir nennen den Berg Loyacirca, was nach dem Quechua-Dialekt unserer Träger leuchtender Berg heißen soll.

Mit dem meisten Gepäck schicken wir unsere Träger hinunter, während wir noch hierbleiben, um den Alpamayo bei Sonnenuntergang zu erleben. Zunächst werden die Schneeflanken des Berges gelb, dann von einem fast kitschigen rosafarbenen Licht übergossen, das sich im Laufe einer halben Stunde zu einem tieferen Rot verdichtet, so intensiv, wie ich es bisher noch bei keinem Alpenglühen gesehen habe. Plötzlich, von einem Augenblick zum anderen, ist der ganze Zauber verschwunden. Der Alpamayo steht bleich und unnahbar vor dem schwarzen Nachthimmel.

Bei Dunkelheit tasten wir uns an den Seilen zum Lager 1 hinunter. Mit uns geht die Erinnerung an einen Berg, wie man ihn auf unserer Erde wohl nur selten sehen wird.

Cordillera Wilcanota

Tatunhuma

Von Günter Hauser

Gelbe Buna so weit das Auge reicht. Nur fern im Süden steilt unvermittelt die langgestreckte Wand des Uzangate empor und gleichsam als Partnerin zu ihrer Linken die vierspitzige Kette des Cahangate. Und hinter der Pforte zwischen den beiden schneebedeckten Riesen säumen im Halbkreis stolze Fünfstauender einen Talkessel ein. Dort bilden einige blaue Seen den Ursprung des Pachanta-Flusses, der durch die Pforte der weiten Buna entgegenströmt.

An einer dieser romantischen Lagunen unter dem gewaltigen Massiv des Ausangate steht ein großes weißes Zelt. Das ist das Hauptlager einer nordamerikanischen Expedition der Harvard-Universität. Schon fünf Tausender hat die tüchtige Mannschaft besteigen können, und eben sind vier Teilnehmer aufgebrochen, um den Ausangate von seiner Nordwestseite zu versuchen. Zwei blieben zurück und sitzen nun vor dem weißen Zelt am Ufer der blauen Lagune in der Sonne.

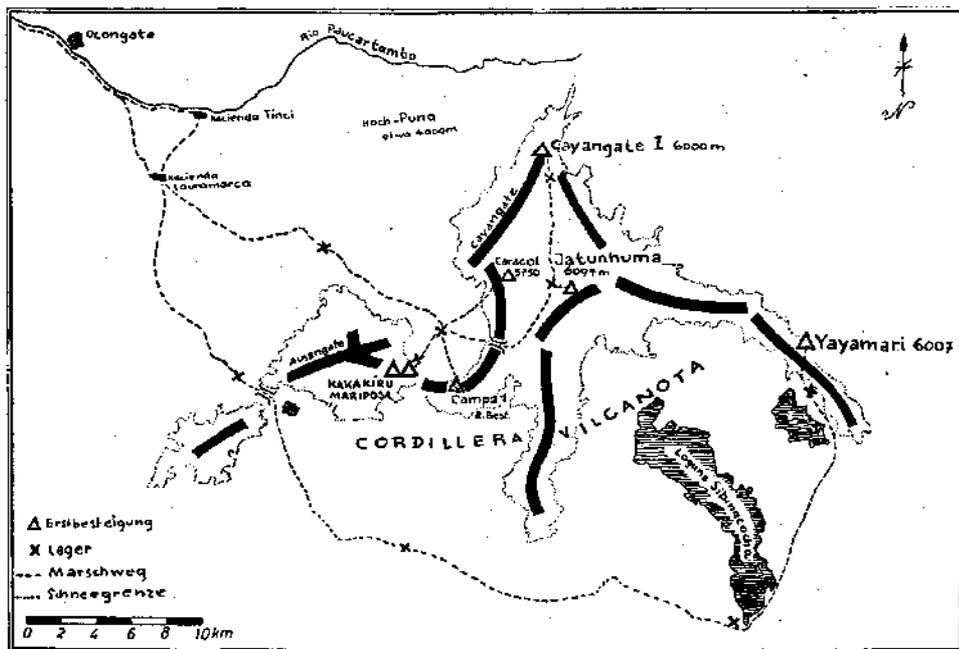
Über die Puna nähert sich unsere Expedition mit einer Kolonne von Trag- und Reitern den Lagunen des oberen Pachantatales. Wir wollen hinüber zum 6142 Meter hohen Satunhuma, dem höchsten noch unerstiegenen Sechstausender der Vilcanota. Plötzlich hält die Spitze der Kolonne, Eugenio zeigt über den See zu dem weißen Zelt und ruft erregt: „*Los Americanos, los Americanos!*“ Wohl hatte man uns bereits in Tinki von der amerikanischen Expedition erzählt, doch wußte niemand zu sagen, wo sie sich befindet und welche Ziele sie verfolgt. Deshalb sind wir überrascht, hier auf das Lager der Amerikaner zu stoßen.

„*How do you do*“, begrüßen wir die amerikanischen Bergsteiger, und höflich läßt man uns ein, Platz zu nehmen. Aber bald nimmt die Unterhaltung eine peinliche Wendung: „Wir haben den Satunhuma versucht, aber kurz vor dem Gipfel mußten wir an einer Eiswand umdrehen, sie war zu schwer“, erzählen uns die Amerikaner, und ich frage gespannt zurück: „Wollt Ihr einen zweiten Besteigungsversuch unternehmen?“ „*Yes*“, sagen sie, und wir schweigen betroffen. „Wir sind auch gekommen, um einen Besteigungsversuch am Satunhuma zu machen“ sage ich nach längerer Pause. Betretenes Schweigen auf beiden Seiten. Schließlich sprechen wir über andere Dinge und dabei erfahren wir, daß sie ferner einen 6067 Meter hohen Berg zum Ziele haben, der auch von uns geplant ist. Wieder entsteht eine peinliche Pause. Es sind die letzten noch unerstiegenen und freistehenden Sechstausender Perus, und monatelang haben sich beide Expeditionen darauf vorbereitet. Was ist zu tun?

Während wir uns weiter unterhalten, suche ich nach einem Ausweg. Ich glaube einen gefunden zu haben: „Überlaßt uns den Satunhuma, wir lassen Euch den 6067 Meter hohen Berg (später Satunriti = großer Schnee gelaufen). Kommen wir nicht hinauf, so versucht Ihr es und umgekehrt versuchen wir Euren Berg, falls Ihr den Gipfel nicht erreichen sollt“. Die Spannung löst sich, erst zögernde, dann freudige Zustimmung auf beiden Seiten. Es wird keinen gefährlichen Wettlauf geben! Das „*good luck*“, das wir uns gegenseitig zum Abschied zurufen, ist ehrlich gemeint. Und viel später in USA und Europa sollten wir noch gute Kameraden werden.

Im hintersten Winkel des Talleffels, wenig unterhalb eines flachen Schneepasses, errichten wir unser Hauptlager. Schon am darauffolgenden Tag überschreiten wir diesen Paß mit unseren drei Trägern, Eugenio, unserem bewährten Träger aus der Blanca, und zwei Indianern namens Canzio und Jan. Es sind prächtige Burichen und wir sind zufrieden mit ihnen; nur Canzio hat anfangs zwei Fehler: Angst vor dem Schnee und einen unstillbaren Hunger. Eben erst haben wir im Hauptlager ein kräftiges Frühstück zu uns genommen, und jetzt, nach einer Stunde Gehzeit, klagt er schon: „*mucho hambre*“, großen Hunger. Aber seine Klagen verhallen ungehört, und unermüdblich steigen wir von der Paßhöhe hinunter auf den Satunhuma-Gletscher und schinden uns dann über gleitende Geröllberge auf seinen Rücken hinauf. Dort, wo das Geröll aufhört und der ewige Schnee beginnt, errichten wir Lager 1. Unsere Träger schiden wir zurück und wir selbst stapfen anderntags mühselig durch den aufgeweichten Schnee, mal links, mal rechts den Spalten ausweichend. Unbarmherzig sticht die Tropensonne herunter, während wir uns mit den schweren Rucksäcken langsam der höchsten Kuppe des Gletschers entgegenschieben. Dort wachsen unsere Zelte direkt unter der zerrissenen Nordwand des Satunhuma aus dem Schnee.

Noch ist die Sonne hinter den Bergen, da treten zwei dick verummte Gestalten in den kalten, stürmischen Morgen. Bernhard Huhn und ich machen einen ersten Erkundungsvorstoß am Berg. Zuerst geht es gut durch einen Gletscherbruch hindurch, aber dann



stehen wir unvermittelt vor einer großen Spalte. Vorsichtig wird eine Schneebrücke mit dem Bidel betastet, dann langsam belastet, während der andere am sichernden Seil jede Bewegung aufmerksam verfolgt. Ein weiter Schritt, jekt den Bidel in guten Schnee gerammt — die Spannung läßt nach, der Zweite kann nachkommen. Unser Atem leucht beim weiteren Aufstieg; immer wieder fallen wir in den Schnee und müssen ausrasten, eine Folge des Sauerstoffmangels. Ein Eisgang wird mit Stufen überwunden und ein sich anschließender Schneegrat leitet uns unter einen Abbruch. Hier haben die Amerikaner ein Seil zurückgelassen, das uns jetzt sehr nützlich ist. Bald haben wir daran den Abbruch überwunden und unter unermüdblichem Stufenschlagen arbeiten wir uns zu einer Schneepattform in etwa 5700 Meter Höhe empor. Für heute ist es genug, morgen werden wir die Besteigung wagen. Ein Blick hinauf zu der ungeheuren Eiswand aber, die den Gipfel wie eine Festung umgibt und an der die Amerikaner gescheitert waren, dämpft unsere Stimmung. Werden wir durchkommen?

Am nächsten Morgen sind es vier verummte Gestalten, die die schützenden Zelte verlassen; Horst Wiedmann noch und unser amerikanischer Freund Ted Achilles, Sohn des Botschafters der Vereinigten Staaten in Peru. So rasch es die dünne Luft erlaubt, steigen wir in unserer gestrigen Spur wieder hinauf auf das Schneeplateau. Drohend hängt das gewaltige Eisbollwerk vor dem Gipfel über unseren Köpfen. Langsam krallen wir uns mit Bidel und Steigeisen der blauschillernden Wand entgegen, während unsere Augen eine schwache Stelle zu entdecken suchen. Vielleicht könnte die Spalte dort, die den ganzen Block durchreißt, einen Weiterweg vermitteln? Aber es kostet noch viel schwierige Eisarbeit, bis wir überhaupt zum Beginn dieser Spalte gelangen. Fünfundzig Meter etwa ist sie tief und nur mit Hilfe von Eishaken können wir uns an einer Seitenwand entlasten. Dann scheint es fast so, als ob wir an einer überhängenden Eiswand im Innern der Spalte scheitern müßten, und als diese glücklich überwunden ist, werfen uns zusammenbrechende, morsche Schneebrücken immer wieder zurück. Doch dann wird es wieder hell. Wir treten aus der Spalte, der Weg zum Gipfel ist frei! Wohl sind es noch einige hundert Meter, aber sie sind nicht schwer, vielleicht mit der Besteigung des Montblanc vergleichbar, nur ist es anstrengender der dünnen Luft wegen. Die letzten Meter legen

wir gemeinsam zurück, und noch von der Anstrengung keuchend, reichen wir uns die Hand. Bald weht die kleine Flagge des Gastlandes und der Bundesrepublik am Fideleschaft. Ein Panorama von unbefreiblicher Schönheit breitet sich rings um uns aus — die weißen Gipfel der Wilcanota und dahinter die unendliche gelbe Puna. Der Abstieg geht rasch und ohne Zwischenfall vonstatten und bereits bei Dunkelheit erreichen wir müde, aber glücklich die Zelte des Lagers 2.

Cahangate I Von Günter Hauser

Zwei Tage nach der Besteigung des Satunhuma brechen Bernhard Huhn, unser amerikanischer Freund Ted Achilles und ich mit schweren Rucksäcken erneut auf, um einen Versuch am 6035 Meter hohen Cahangate I zu machen. Man könnte diesen Berg mit einer weißen Ritterburg vergleichen, stolz und unnahbar. Nur ein wild zerrissener Eisbruch scheint vom Satunhuma-Gletscher aus, eine Aufstiegsmöglichkeit zu bieten, aber als wir an seinem Fuße stehen, stürzen immer wieder Eisstürme krachend zusammen. Unmöglich! Jedoch am linken Rande des Bruches, teils im Fels, teils im Eis, kommen wir höher, wenn auch die Rucksäcke schwer drücken, die Tropensonne sicht und der Sauerstoffmangel den letzten Auftrieb zu rauben droht. Nur nach vielen Rasten gelingt es uns endlich, den Eisbruch zu überwinden und auf einem Gletscherfeld in 5700 Meter Höhe ein kleines Zelt zu errichten. In der Nacht können wir kein Auge schließen. Nicht etwa die Enge im Zelt und die Kälte sind schuld, die 12 Grad minus beträgt, sondern allein der Sauerstoffmangel.

Am Morgen spüren wir über das Gletscherfeld hinüber. Am Anfang geht alles noch gut, aber dann brechen wir bis zum Bauch im Bruchharsch ein. Ted, der noch nicht so geübt und akklimatisiert ist wie wir von der Blanca her, gibt auf und geht zum Lager zurück. Alle zehn Schritte wechselnd wühlen wir zwei uns weiter durch den heimtückischen Harsch. Der Atem rast, und manchmal will es scheinen, als ob wir den Gipfelaufbau nie erreichen würden. Aber wortlos gehen wir doch immer wieder weiter, stundenlang wie Maschinen. Nur Pfefferminze und ausgefaute Zitronen können uns noch erfreuen. Noch nie hat eine Besteigung so viel Energie und Ausdauer von uns verlangt, und zum ersten Mal in unserem Leben nehmen wir eine belebende Medizin: eine Tablette Cardiacol-Koffein. Leider müssen wir feststellen, daß die vermutete Aufstiegsroute auf den Gipfel, von der Nähe besehen, nicht in Frage kommt. Bleibt nur die 60 Grad geneigte Südflanke. Aber wie kommen wir über die Randkluft, die die Flanke nach unten abschließt? Weit hängt ihre Oberlippe über und nur unter großen Schwierigkeiten kann ich sie schließlich überwinden. In der Führung wechselnd, arbeiten wir uns höher, weichen nach rechts aus, als steiles Eis uns dazu zwingt, und steigen weiter gerade über die Flanke hoch. Endlich der Gipfelgrat. Wieder müssen wir hier bis zum Bauch im Schnee waten, aber als schwarze Wolken den Himmel verdunkeln und Schneetreiben einsetzt, haben wir den höchsten Punkt erreicht. Nicht lange verweilen wir, denn das Unwetter zwingt uns zu einem raschen Abstieg.

Rakafiru - Mariposa Von Horst Wiedmann

Weit geht der Blick über die Puna, das goldbraune Grasland der südperuanischen Hochebene. Es ist die Heimat der Indios mit ihren Lama- und Alpacaherden. Darüber stehen die Eisberge der Cordillera Wilcanota. Der unbestrittene König der Wilcanota ist der Auzangate, dessen unverkennbare massige Gestalt uns als Wegweiser dient.

Seit Stunden schon reiten wir auf ihn zu, doch scheint er kaum näher zu kommen. Aber langsam schieben sich jetzt zwei andere Berge in unser Blickfeld, die, obwohl sie vom Auzangate weit überragt werden, kühn und einzigartig in ihrer Form sind. Der eine ist eine spitze, 5692 Meter hohe, mit Schnee und Eis überzuckerte Felsnadel, die wir Rakafiru (Quechua-Felszahn) taufen. Dahinter ragt eine Wand aus Eis in den blauen Himmel, als ob der Flügel eines riesigen, weißen Schmetterlings erstarrt wäre. Dieser Berg, 5818 Meter, bekam von uns den Namen „Mariposa“ (spanisch Schmetterling).

Als Petrus und ich nach der Besteigung des Satunhuma mit der Aufgabe ins Basislager zurückkamen, die 5000er rund um das Hauptlager auf ihre Besteigbarkeit zu untersuchen, kamen uns sofort der Kafakiru und der Mariposa in den Sinn.

Der Campa I, der nahe beim Hauptlager steht, versprach Einblicke in die möglichen Aufstiegrouten und wurde so unser erstes Ziel. Jürgen Wellenkamp hatte ihn 1953 als Erster bestiegen. Ein herrlicher Tag und die Gewißheit, genug Zeit zu haben, ließ den Gang auf den Campa I zu einem besonderen Erlebnis werden. Eine ausgezeichnete Sicht erlaubte uns, in Ruhe unsere Vermessungsarbeiten durchzuführen und anschließend noch lange auf dem Gipfel zu sitzen. Rings um uns die Eiszelt der Cordillera Wilcanota.

Über steile Schutthalben an der NO-Seite der beiden Berge steigen wir mühsam mit unseren Trägern Eugenio und Canzio aufwärts. Auf einem kleinen, wildzerrissenen Gletscher stellen wir an sicherer Stelle unser Zelt auf. Die beiden Träger müssen sofort wieder zum Hauptlager absteigen.

Über eine steile, unangenehme Eisrinne steigen wir am Nachmittag noch in eine kleine Scharte am Ostgrat des Kafakiru auf. Der Grat selbst ist aber so brüchig, daß er als Weiterweg nicht in Frage kommt. Als einzige Möglichkeit bleibt daher nur noch die mit Eis und Schnee durchsetzte Nordflanke.

Es ist 7 Uhr morgens und die Sonne scheint aufs Zelt. Wir haben verschlafen! So schnell wie möglich packen wir unsere Ausrüstung zusammen. Zuerst geht es wieder durch die Eisrinne, dann über ein schneebedecktes Felsband, das in die Nordflanke leitet. Über schnee- und eisbedeckte Felsen steigen wir langsam zum Gipfelgrat empor. Seillänge um Seillänge muß sorgfältig gesichert werden. Eine äußerst schwierige Querung über brüchige, vereiste Felsen bringt uns unter die Gipfelwächte, die allerdings sehr wacklig aussieht und nicht sehr vertrauenswürdig über dem Abgrund hängt. Vorsichtig kriecht einer nach dem andern, sich sichernd, auf den höchsten Punkt. Nur keine rudartige Belastung, denn sonst würde die Wächte vermutlich abbrechen. In der Zwischenzeit ist es nachmittags 3 Uhr geworden. Rasch muß der Abstieg erfolgen, wenn wir nicht bivaktieren wollen. Wir hasten in unseren Aufstiegs Spuren abwärts. Da — bei der letzten Seillänge — reißt das Seil einen Felsbrocken los, der ausgerechnet Petrus' Kopf trifft. Stöhnend sinkt er in die Knie. Das hat uns gerade noch gefehlt. Er blutet stark aus einer Kopfwunde über dem Ohr. Schnell ist er notdürftig verbunden. Er nimmt alle Energie zusammen, und langsam gehen wir weiter. Es ist tiefdunkle Nacht, als wir unser Zelt erreichen.

Früh wache ich am nächsten Morgen auf und krieche aus dem Zelt. Petrus rührt sich noch nicht. Schnell wird der Kocher angezündet und der Schnee für das Frühstück getaut. Ich überlege mir währenddessen eine Aufstiegsroute auf den Mariposa. Über die Randkluft müßte es gehen, dann durch die Felsrinne auf den Grat und über ihn zum Gipfel, das wäre die Lösung.

Im Zelt höre ich ein Rumoren. Petrus ist wach. Aber sein schmerzverzerrtes Gesicht belehrt mich, daß er für heute außer Gefecht gesetzt ist. Soll ich allein gehen? — Ich überlege lange. Verzichten? — Wenn solch ein Berg in greifbarer Nähe liegt! — Plötzlich hören wir Stimmen. Es sind Eugenio und Canzio, die zu uns heraufgestiegen sind. Da kommt mir die Idee, Eugenio mitzunehmen. Er hat sich doch schon einige Erfahrung bei den zahlreichen Expeditionen, die er als Träger begleitet hat, angeeignet. „Eugenio, hättest Du Lust, mit auf den Mariposa zu gehen?“ Ich erklärte ihm genau den Weg, den ich nehmen möchte. Aber er lehnt ab. „Muy peligroso“ (sehr gefährlich) meint er. Ich wende alle Überredungskünste an, aber er will nicht. Erst das Versprechen einer Sonderzulage von 50 Soles und die Einsicht, daß ich ihn unbedingt brauche, bewegt ihn mitzugehen. In der Zwischenzeit ist es spät, beinahe zu spät. Eugenio bekommt die Ausrüstung von Petrus, dann geht's im Eiltempo über den Gletscher. Eine gute Brücke über die Randkluft bringt uns rasch zum Anfang der Felsrinne. Obwohl der Fels sehr brüchig ist, kommen wir rasch voran. Ich möchte so lange wie möglich im Fels bleiben, aber Eugenio fühlt sich dort nicht sicher. Immer wenn es schwierig wird, klagt er über große Müdigkeit, und ich habe alle Mühe, ihn zum Weitergehen zu bewegen.

Der Gipfelaufbau ist sehr steil. Die letzten 300 Meter müssen wir mit Steigeisen gehen. Am Gipfelgrat selbst treffen wir Blankeis an. Ich schlage große Stufen, damit Eugenio sicher nachkommen kann. Aber auf einmal will er nicht mehr, unter gar keinen Umständen. Bis zum Gipfel fehlen höchstens noch 30 Meter. Ich sage ihm, daß er auf mich warten soll, schlage einen Eishaken, lege das Seil ab und binde es am Haken fest. Dann gehe ich allein weiter. Kurz darauf stehe ich auf dem Gipfel des Mariposa, 5818 Meter hoch. Schade, daß Eugenio nicht mit bis zum Gipfel gegangen ist. Ich mache ein paar Aufnahmen und will gerade wieder absteigen. Plötzlich höre ich hinter mir Eugenio's Stimme. Es hat ihm keine Ruhe gelassen und er ist ohne Sicherung allein nachgestiegen. Schon will ich ihn wegen seines bodenlosen Leichtsinns schimpfen. Als ich aber das Strahlen in seinen Augen sehe, beglückwünsche ich ihn zu seinem Erfolg und sehe, daß er recht getan hat. Nun war auch für mich das Glück vollständig, das Glück, mit einem guten Kameraden einen Berg bestiegen zu haben.

Caracol

Von Bernhard Huhn

Gestern Abend kamen unser amerikanischer Freund Ted, Günter und ich von der Besteigung des Cayangate I zurück. Heute legen wir im Hauptlager einen Ruhetag ein. Es ist ein wunderschönes Gefühl, wenn man nach sechs Tagen und Nächten im Eis wieder Erde unter den Füßen hat. Unsere Tage hier oben sind gezählt, denn ein Blick in unser Verpflegungszelt sagt unseren knurrenden Mägen, daß sie nicht mehr allzuviel zu erwarten haben. Übermorgen erst kommt Federico mit seinen Mulas, um uns zur Hacienda Lauramarca zurückzubringen.

Unser Träger Eugenio, den wir bei unserer Rückkehr ins Hauptlager antrafen, erklärt uns, daß Horst und Petrus mit den beiden anderen Trägern gestern aufgebrochen sind, um die Berge auf der anderen Talseite zu erkunden. Immer wieder blicken wir deshalb zu der Gipfelmächte des Rakatiru hinauf und versuchen unsere Kameraden zu erspähen, aber wir können sie wegen der großen Entfernung nicht sehen.

Aber unserem Hauptlager erheben sich einige formschöne Fünfstausender. Der schönste wurde allerdings schon von der nordamerikanischen Expedition bestiegen, die ihm den Namen Pachanta gab. Aber links davon wäre noch ein kühner Gipfel.

Am 2. August steigen Günter, Ted und ich vom Hauptlager aus über einen mäßig steilen Gletscher zu einem nach Süden abfallenden Firnsporn des gewählten Berges, den wir später wegen seiner markanten Form Caracol, d. h. Schnecke, taufen. Über eine steile Flanke erreichen wir den Sporn; der Firn ist hart und wir kommen rasch voran. Nach einigen Seillängen geht der Sporn in eine steile Flanke über, wo eine mühsame Wühlerei durch tiefen Pulverschnee beginnt. Auf halber Höhe werden wir durch eine breite Eispalte aufgehalten und nur eine fußbreite Schneebrücke vermittelt eine Übergangsmöglichkeit. Als Leichtester unserer Mannschaft habe ich die ehrenvolle Aufgabe, eine Belastungsprobe vorzunehmen, und zu meinem Erstaunen hält die Brücke das Gewicht aus. Erst beim Abstieg bricht sie unter Ted zusammen, doch kann er sich geistesgegenwärtig ans andere Ufer retten. Wir steigen nun direkt in der Gipfelfalllinie weiter, um keine Lawine loszutreten. Langsam geht es aufwärts, so daß die über uns im blauen Himmel schwebende Gipfelmächte sich immer weiter zu entfernen scheint. Nach Stunden endlich sitzen wir in der Hohlkehle unter der Mächte im kühlenen Schatten. Mit etwas Phantasie könnte man glauben, sich in der Kanzel eines Flugzeugs zu befinden. Tief unter uns ein steil emporsteigender dünner Rauchfaden, wie aus einer Zigarette — das Lamamistfeuer unserer Träger. Eine kurze Linksquerung unter der Mächte bringt uns auf den Westgrat und über einen steilen Grataufschwung betreten wir gegen Mittag den Gipfel, 5619 Meter hoch. Ein wundervolles Panorama belohnt uns reichlich für die Anstrengungen. Da sehen wir plötzlich an einem Fünfstausender des gegenüberliegenden Kammes zwei Punkte langsam bergan kriechen. Wie wir später erfahren, ist es Horst mit Eugenio bei der Besteigung des Mariposa.

Der Schnee ist weich geworden, als wir wieder absteigen. Dauernd bilden sich Stollen unter den Eissen. Um sie zu entfernen, müssen wir oft waghalsige Gleichgewichtsübungen auf einem Bein machen. Gegen Abend landen wir wohlbehalten und um ein schönes Erlebnis reicher wieder im Hauptlager.

Yayamari

Von Bernhard Huhn

27. Juli 1957. Als erste Menschen stehen wir auf dem Gipfel des Satunhuma und sehen weit im Süden inmitten der Puna einen tiefblauen See, Sibinacocha, darüber einen Berg, dessen zerrissene Gletscherbrücke lockend zu uns herüberblitzen.

Viele Tage sind seither vergangen und längst ist unsere Expedition zur Hacienda Lauramarca, unserem Ausgangspunkt, zurückgekehrt. Inzwischen ist auch die große Fiesta hier auf der Hacienda vorüber. Mit den letzten Festbesuchern sind wir ebenfalls aufgebrochen, weil wir der Lockung dieses Berges nicht widerstehen konnten. Horst Wiedmann und Frieder Krauß haben auf diese Tour verzichtet, um die vielen Kleinarbeiten der Expedition zu erledigen. Vier Tragtiere, zwei Reitpferde, die beiden Arrieros Federico und der kleine Eduardo, Günter, Ted und ich mit unserem Träger Eugenio ziehen als kleine Karawane durch die Hochtäler und über die Puna. Vier Tage lang dauert der anstrengende Marsch, bei dem wir zweimal Pässe von 5100 Metern überwinden müssen. Einsam ist es hier, nur Indianer, Lamas und Alpacas sehen wir. Manchmal peitschen uns heftige Schneeschauer in die Flanke und schwarze Wolken steigen auf der anderen Seite der Berge aus dem brodelnden Urwald empor. In 5000 Meter Höhe, in der Nähe der Laguna Cascara, bauen wir am Abend des vierten Anmarschtages unser Hauptlager auf. Yayamari nennen die hier lebenden Indianer den mit 6007 Metern vermessenen Berg, was in ihrem Dialekt Vater der kleinen Gewässer bedeutet.

Einen Tag später steigen Günter, Ted und ich mit Eugenio über den zerrissenen Yayamari-Gletscher zum Beginn des Nordgrates auf. Um bizarre Eiskürme und über zahlreiche Spalten führt unser Weg auf und ab. Während am Vormittag das Wetter meist schön ist, treibt der Wind am Nachmittag große Wolkenmassen aus dem Urwald herüber, die sich über den Bergen als gewittrige Schneeschauer entladen. In 5300 Meter Höhe steht schließlich Lager I. Noch 700 Höhenmeter trennen uns vom Gipfel. Siebenhundert Meter Steilhänge und blauglänzende Eiskünnen. Nach allen fünf Schritten beugen wir uns erschöpft über die Pickel und pumpen eiskalte Luft in die Lungen. Endlich liegen die letzten Eisbrücke unter uns. Fast automatisch setzen wir eine Fußlänge vor die andere. Dichter Nebel umgibt uns, als wir schließlich auf einer runden Kuppe stehen. Der Höhenmesser zeigt 6010 Meter. Sind wir auf dem höchsten Punkt oder nur auf einem Vorgipfel? Gespannt suchen unsere Augen den Nebel zu durchdringen, aber erst, als ein Windstoß die Wolken auseinanderreibt, sehen wir hinter einer Scharte den Hauptgipfel aufragen. Eine letzte Anstrengung noch, dann schütteln sich drei Freunde die Hände.

Nach steigen wir durch die vereisten Rinnen des Gletscherbruches zu den schützenden Zelten hinunter. Der Abstieg wird durch Schneeschauer und diffuses Sonnenlicht erschwert. Um besser zu sehen, gehen wir ohne Schneebriillen. Aber das rächt sich bitter: wir werden alle drei schneeblind. Eine schlaflose Nacht, brennende und tränende Augen. Ein schwieriger Abstieg zum Basislager, bei dem uns die grelle Vormittagsonne unbarmherzig in die Augen sticht. Eugenio muß uns führen. Verschommen nur sehen wir über unserem Yayamari pechschwarze Wolken heraufziehen. Alpacaherden kommen von den Bergen in die schützenden Täler. Neugierig strecken sie uns ihre langen Hälse entgegen und die Indiohitten, die uns verstoßen beobachten, schütteln die Köpfe und wissen nicht, was die Gringos eigentlich in dieser einsamen Gegend wollen. Der Yayamari ist der letzte Berg unserer Expedition, denn bald beginnt die Regenzeit. Wir brechen die Zelte ab und ziehen wieder als kleine Karawane über die weite Puna zurück nach Lauramarca.